

# Frauenleben

Frauen in der Vereinten Evangelischen Mission 1/2009



Gloria S. Rubin und Shaykha Halima Krausen (re.)

## Jüdisch-muslimische Freundschaft

»Die Herausforderung des interreligiösen Lernens übereinander, voneinander und miteinander«

Von Gloria S. Rubin

Ich bin eine Frau. Kann aus Ihrer Sicht eine Frau mit Autorität sprechen? Über mehr als ihre eigenen Erfahrungen? Heute ist der Tag für den jüdischen Referenten; auch wenn ich keine Kippa trüge, würden Sie also annehmen, dass ich Jüdin bin. Aber Sie haben wahrscheinlich schon jüdische Frauen getroffen, die keine Kippot tragen. Wie reagieren Sie? Glauben Sie, dass man Juden trauen kann? Stimmen Sie dem zu, was ich einen deutschen evangelischen Pfarrer sagen hörte, dass sich Juden als Minderheit immer den Ansichten und Bedürfnissen der Mehrheit fügen müssen? Ich bin Rabbinerin. Vielleicht denken einige von Ihnen: »Das ist interessant. Ich wusste nicht, dass Frauen Rabbiner sein können.« Andere fühlen sich vielleicht unwohl, denn sie glauben, »Frauen sollten keine religiöse Führungsposition haben«.

Bei der Tagung Juden, Christen und Muslime (JCM) vor dreizehn Jahren traf ich eine deutsche muslimische Frau, die

eine sehr enge Freundin geworden ist: Shaykha Halima Krausen. Halima mag es nicht, wenn ich sage, sie ist »the leader« der deutschsprachigen muslimischen Gemeinschaft in Hamburg. Auf Deutsch bedeutet das Wort »leader« Führer, und das hat nach dem Zweiten Weltkrieg einen negativen Beigeschmack. Da wir keinen Ersatz gefunden haben und das Wort »leader« genau wiedergibt, was sie tut, toleriert sie das sprachliche Unbehagen.

Ich weiß, dass es bei Europäern als Prahlerei oder Anmaßung verstanden werden kann, wenn man seine Erfahrungen mitteilt. Das trifft gewöhnlich nicht für Amerikaner zu, und ich habe Halimas Erlaubnis. Akzeptieren Sie also bitte, dass ich mich kulturell angemessen verhalte – zumindest, was meinen eigenen kulturellen Hintergrund betrifft – und etwas über unsere Freundschaft mitteile. Unsere Geschichte veranschaulicht viele der Herausforderungen und Gewinne des interreligiösen >>

>> Lernens: des Lernens über den Anderen, vom Anderen und mit dem Anderen.

Im März 1995, zwei Monate vor meiner Ordination, nahm ich an meiner ersten JCM-Tagung teil. Die Projektgruppe, die ich auswählte, war Qur'an-Arabisch. Halima war die Lehrerin. Ich war beeindruckt von ihrer sanften Art, ihrem beständigen Lächeln und ihrem Lachen. Ich war überrascht davon, wie viel ich lernte. Am Sabbatnachmittag gingen Halima und ich im Wald spazieren. Wir begannen ein Gespräch, das sich fortsetzte: per Schneckenpost, Internet, Telefon und mit gegenseitigen Besuchen in unseren Gemeinden. Die Annahmen, die jede von uns hatte, führten zu Missverständnissen – manchmal über einfache Dinge –, über die wir heute lachen. Wenn sich eine von uns weniger dem Erfolg verpflichtet gefühlt hätte, dann hätte unsere Freundschaft schwanken können. Und der Grund für den Fehlschlag hätte vielleicht zu irgendwelchen negativen Annahmen über »die andere« beigetragen.

Ich war gespannt, als Halima mich das erste Mal besuchen kam. Halima hatte vor, New York City zu erkunden, an einem Tag, an dem ich in meinem Büro sein musste. Meine Besorgnis äußerte sich in einer Serie von Anweisungen hinsichtlich ihrer Sicherheit. In Wirklichkeit projizierte ich meine eigenen Unsicherheiten auf Halima. Nur klangen sie für sie wie Befehle und veranlassten sie, sich zu fragen, ob sie eine zweite Mutter gefunden hätte – das ist kein Kompliment – oder ob ich ein Gespräch mit ihrer Schwiegermutter gehabt hätte. Damit meine ich, sie fragte sich, ob die kulturelle Situation in den USA ähnlich sei wie die in Pakistan, wo ein Gast rundum versorgt wird! Bei Halimas erster Reise nach Pakistan machte sich ihre Schwiegermutter Sorgen, Halima könnte sich vielleicht nicht mit Taxifahrern oder auf dem Marktplatz durchsetzen. Halima verstand, dass ihre Besorgnis eine liebevolle Reaktion war. Aber war meine Reaktion kulturell bedingt oder kontrollierend? Und natürlich konnte sie sehr gut allein zurechtkommen. Schließlich war sie allein und mit ihrem Mann in der ganzen muslimischen Welt geistert – eine Information, die ich nicht kennen konnte, bis wir später darüber sprachen. Als wenn ich gedacht hätte, sie sei naiv oder dumm! Sehen Sie das Problem?

Und wir erwarten, dass unsere Führungspersonlichkeiten in der Lage sind, komplexe internationale Konflikte kurzfristig zu lösen! Während sie um einen Konferenztisch herum sitzen und Gläser mit Eiswasser in der Hand halten! Und was passiert, nachdem man eine Menge Wasser getrunken hat? Wir nahmen an, dass es nicht problematisch sein dürfte, zusammen eine Moschee oder Synagoge zu besuchen: und erlebten zwei Überraschungen.



Gloria S. Rubin

Wir gingen beiläufig in eine Moschee in New York City. Für Halima ging es darum, ihr Nachmittagsgebet zu halten. Wir wollten uns gemeinsam umschaun. Wir waren beide der Ansicht, dass ich ein Kopftuch tragen sollte. Die Sache fing gut genug an. Ich saß auf einem Stuhl und schaute zu, als Halima anfang zu beten. Es war auch Zeit für Mincha, das jüdische Nachmittagsgebet. Warum nicht? Ich stellte mich also neben sie. Und ich spürte, wie sich meine spirituelle Verbindung verstärkte, als sie sich mit der ihrigen verband. Danach wurden wir eingeladen, den Imam zu treffen. Was sah der Imam? Zwei Frauen mit Kopftüchern. Er fragte Halima: »Schwester, seit wie lange bist du Muslima?« Sie erzählte ihre Geschichte. Dann wandte er sich an mich: »Und du, Schwester?« »Ich bin keine Muslima...« Ich weiß eine gute Predigt zu schätzen – aber sein Thema war finster und bedrohlich: wenn ich nicht den Islam annehme – selbstverständlich freiwillig, der Koran (Qur'an) sagt, dass es keinen Zwang in der Religion gibt – dann würde ich schließlich an einem Ort ankommen, der so heiß sei, dass Eiswasser nicht hilft. Ich verlor nicht die Fassung, denn Halima war verärgert genug für uns beide. Und auch ziemlich verlegen. Wenn ich nicht die Gelegenheit gehabt hätte, diesen Vorfall mit Halima zu besprechen, dann hätte ich vielleicht angenommen, dass alle Muslime die Ansicht dieses Imams teilen. Halima versicherte mir, dass sie dies sicherlich nicht tun.

Nun zu meiner Gemeinschaft. An einem Sabbatmorgen gingen wir zu der orthodoxen Synagoge in Hamburg. Meine Großeltern hatten mir beigebracht, dass ich, wenn ich jemals irgendwo auf der Welt Hilfe brauche, eine Synagoge aufsuchen sollte. Ich verstand das dahingehend, dass jeder, der mit mir käme, als mein Freund begrüßt würde. Aber Halima war eine muslimische Frau und trug eine Allah-Anstecknadel – eine potentielle Terroristin. Ihre Besorgnis voraussehend hatte Halima versucht, jemanden telefonisch zu erreichen, um ihnen mitzuteilen, dass wir kommen würden – kein Glück.

Zu meinem Horror wurden wir getrennt und verhört und Halimas Tasche wurde durchsucht – obwohl ich dem israelischen Sicherheitswächter auf Hebräisch erklärte, wer ich war. Halima war entspannt, denn sie wusste, dass jüdische Einrichtungen in Europa Sicherheitsmaßnahmen brauchten. Als man sie fragte, ob sie ein Messer hätte, lachte sie und sagte: »Nein, aber ich habe einen Löffel!« Ich war in Tränen. Ein Eckstein meiner Weltsicht war zerbrochen. Und mir wurde zum ersten Mal klar, dass es Orte gibt, wo wir nicht automatisch zusammen Arm in Arm herumlaufen können. Natürlich war die Sicherheitskontrolle nur eine Verzögerung. Wir gingen bald hinein. Wir erlebten »traditionellere« interreligiöse Anlässe – das Studium hebräischer und arabischer Texte, Diskussionen über Gemeinsamkeiten und Unterschiede bis spät in die Nacht,

gegenseitige Anrufe, um zu fragen, wie die andere einen Punkt in den Nachrichten versteht. Wir haben auch Freude und Trauer miteinander geteilt. Indem ich in den frühen Morgenstunden in den USA Psalmen las, war ich »bei ihr« während eines sehr emotionalen Trauergottesdienstes in Hamburg. Sie sprach bei der Hochzeit meiner Tochter einen Segen. Einmal spätabends, nachdem ich mich einer komplizierten Operation unterzogen hatte, rief ich sie an, weil ich wusste, dass sie wach war und sich Sorgen machte. Im Laufe der Zeit erweiterte sich die Brille, durch die wir jeweils die Welt betrachten, so weit, dass die Perspektive »der anderen« eingeschlossen wird. Wir haben eine gemeinsame Sicht der Menschheit entwickelt. Menschliche Bedürfnisse sind wichtiger als Politik.

Aber die Reise war auch schmerzhaft. In seinem Buch »Talking with the Other«, schrieb Jonathan Magonet: »Wie der Prophet Jesaja, dessen Mund von der reinigenden Kohle vom Altar berührt worden war (Jesaja 6), sind diejenigen, die den Dialog erfahren haben, Vermittler zwischen zwei Bereichen geworden, beiden gegenüber verantwortlich, aber immer potentiell von beiden missverstanden. Die mit der Teilnahme am Dialog verbundenen Risiken sollten nicht von denen unterschätzt werden, die sich zum ersten Mal darauf einlassen. Der schwerste Teil ist, wieder nach Hause zu kommen.«

Als Rabbinerin wird von mir erwartet, dass ich für meine Gemeinschaft die Weltereignisse interpretiere. Aber aus der Geschichte von meiner Freundschaft mit Halima habe ich gelernt, dass die Realität viele Facetten hat und daher täuschend ist. Mir ist es nicht länger möglich, das zu formulieren, geschweige denn zu vertreten, von dem ich jetzt weiß, dass es eine simple Reaktion wäre. Stattdessen diskutiere ich mit den betreffenden Leuten die möglichen Auswirkungen. Oder wie meine Freundschaft mit Halima mein Verständnis dessen was passiert ist, mit gestaltet. Zeitweilig hat mir dies das Gefühl gegeben, außerhalb einer Gemeinschaft zu stehen, die eine starke Aussage erwartet. Aber zu anderen Zeiten hat mich dies in die Lage versetzt, effektiv die Emotionen des Augenblicks anzusprechen.

Am 11. September 2001 war ich für eine Ansprache bei einer bundesstaatweiten interreligiösen Konferenz vorgesehen. Als ich ankam, erfuhr ich, dass die Teilnehmenden wussten, dass auf die Twin Towers ein Anschlag verübt worden war, aber nicht, dass sie zusammengebrochen waren. Ich wurde gebeten, im Plenum diese Ansage zu machen. Ein Imam sollte auf dem Podium sprechen – ein Mann, den ich nie zuvor getroffen hatte. Ich wusste, dass das Bild von einer Rabbinerin und einem Imam zusammen in den bevorstehenden Tagen wichtig sein würde. Er stimmte zu. Was war zu tun? Mir fiel ein Lied ein, das Halima und ich auf Hebräisch und Arabisch

Kindern in einer religiösen Schule beigebracht hatten. Nachdem wir die Nachricht mitgeteilt hatten, sangen der Imam und ich »Hayvaynu Shalom Aleichem; Ji'na Bi Salam 'Alaykum – Wir bringen Frieden zu euch«. Die gesamte Konferenz stimmte bald ein. Im Laufe der folgenden Jahre traf ich viele der Leute, die anwesend gewesen waren, oder hörte von ihnen. Sie bestätigten, dass unsere Handlung den Heilungsprozess begonnen hat.

Halima hat zusammen mit anderen Angehörigen ihrer Gemeinde an der Namenlesung von Holocaustopfern bei Gedenkveranstaltungen in Hamburg teilgenommen. Können Sie sich den Eindruck vorstellen, den der Anblick von Muslimen macht, die den Schmerz der jüdischen Gemeinschaft teilen?

Wir betrachten uns als inoffizielle Botschafterinnen des interreligiösen Verstehens – wenn wir beobachten, wie sich Köpfe umdrehen, wenn wir zusammen gehen: sie mit ihrem Kopftuch, ich mit meiner Kippa; wenn wir hören, wie alle Gespräche verstummen, wenn wir in einen Bus einsteigen. Wenn wir Stereotype herausfordern. Fragen auslösen.

Wir haben frühzeitig gelernt, dass die Gruppen, vor denen wir sprechen, mehr an unserer Freundschaft interessiert sind als an jedem anderen Thema, das wir vielleicht vortragen. Wie wir als Menschen miteinander in Verbindung stehen, scheint stärker zu wirken als Fakten über den Islam und das Judentum.


Natürlich ist es wichtig, andere Religionen und ihre heiligen Texte zu studieren. Wie können wir uns sonst noch mit den Herausforderungen des interreligiösen Lernens auseinandersetzen? Meiner Erfahrung nach geschieht dies am besten dadurch, dass wir uns der Weltsicht anderer Menschen öffnen, in dem wir Zeit mit ihnen bei ihnen zu Hause und in ihren Gemeinden verbringen; indem wir die Fähigkeit entwickeln, neugierig zu sein statt nur zu reagieren; indem wir verstehen, dass es einen Bruch zwischen der objektiven und der wahrgenommenen Realität geben kann – und anerkennen,

dass manchmal das eine wichtiger ist als das andere; indem wir unsere eigenen Annahmen identifizieren und hinterfragen.



Halima Krausen

Gloria S. Rubin ist Rabbinerin und wohnt in Meriden, Connecticut/USA.

 Abdruck des gekürzten Vortrags mit freundlicher Genehmigung von Gloria S. Rubin © anlässlich der 35. Internationalen Studierenden-Tagung zum Dialog von Juden, Christen und Muslimen vom 10. bis 16. März 2008 in Wuppertal.